

PASCAL
MERCIER

LEA HANSER



*Vom Autor des
Weltbestsellers*

**NACHTZUG
NACH
LISSABON**



Hanser E-Book

Pascal Mercier

Lea

Novelle

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24117-6

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2007/2012

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

www.pascal-mercier.de

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

ՄԵՔ ԱՐԿԱՆԵՍԷ ՉՍՏՈՒԵՐՈՒ ՉԳԱՅՍԱԼՆՑ ՄԵՐՈՑ Ի ԿԵՐԱՅ ԱՅԼՈՑ
ԵՒ ՆՈՅԱ ԻՐԵԱՆՆՑ Ի ԿԵՐԱՅ ՄԵՐ

ԵՐԲԵՆԱԼ ԹՈՒԻ ՄԵՉ ՉԻ ԿԱՐԵՍԷ ԴԵՂՁՆՈՒԼ Ի ՆԵՐՔՈՑ ԴՈՅԱ

ՍԱԿԱՅՆ ԵՎ ԱՌԱՆՑ ԱՅՆՈՑԻԿ ՈՉ ԲՆԱԿ ԼԻՆԵՐ
ԼՈՒՅՍ Ի ԿԵԱՆՍ ՄԵՐ

WIR WERFEN DIE SCHATTEN UNSERER GEFÜHLE
AUF DIE ANDEREN UND SIE DIE IHREN AUF UNS

MANCHMAL DROHEN WIR DARAN ZU ERSTICKEN

DOCH OHNE SIE GÄBE ES KEIN LICHT
IN UNSEREM LEBEN

Altarmenische Grabinschrift

1

WIR SIND UNS an einem hellen, windigen Morgen in der Provence begegnet. Ich saß vor einem Café in Saint-Rémy und betrachtete die Stämme der kahlen Platanen im bleichen Licht. Der Kellner, der mir den Kaffee gebracht hatte, stand unter der Tür. In seiner abgetragenen roten Weste sah er aus, als sei er das ganze Leben lang Kellner gewesen. Ab und zu zog er an der Zigarette. Einmal winkte er einem Mädchen zu, das quer auf dem Rücksitz einer knatternden Vespa saß, wie in einem alten Film aus meiner Schulzeit. Nachdem die Vespa verschwunden war, blieb das Lächeln noch eine Weile auf seinem Gesicht. Ich dachte an die Klinik, in der es nun schon die dritte Woche ohne mich weiterging. Dann sah ich wieder zu dem Kellner hinüber. Sein Gesicht war jetzt verschlossen und der Blick leer. Ich fragte mich, wie es gewesen wäre, sein Leben zu leben statt des meinen.

Martijn van Vliet war zuerst ein grauer Haarschopf in einem roten Peugeot mit Berner Kennzeichen. Er versuchte einzuparken und stellte sich, obwohl Platz genug war, ungeschickt an. Die Unsicherheit beim Einparken wollte nicht zu dem großen Mann passen, der nun ausstieg, sich mit sicherem Schritt den Weg durch den Verkehr bahnte und auf das Café zukam. Er streifte mich mit einem skeptischen Blick aus dunklen Augen und ging hinein.

Tom Courtenay, dachte ich, Tom Courtenay im Film *The Loneliness of the Long Distance Runner*. An ihn erinnerte mich der Mann. Dabei sah er ihm gar nicht ähnlich. Es waren der Gang und der Blick, in denen sich die beiden Männer glichen – die Art und Weise, in der sie in der Welt und bei sich selbst zu sein schienen. Der Direktor des Colleges haßt Tom Courtenay, den schlaksigen Jungen mit dem verschlagenen Grinsen, doch er braucht ihn, um gegen das andere College mit seinem neuen Starläufer zu gewinnen. Und so darf er während der Unterrichtszeit laufen. Er läuft und läuft durch das farbige Herbstlaub, die Kamera auf dem Gesicht mit dem glücklichen Lächeln. Der Tag kommt, Tom Courtenay läuft allen davon, der Rivale sieht aus wie gelähmt, Courtenay biegt in die Zielgerade ein, Großaufnahme des Direktors mit dem feisten Gesicht, das im vorweggenommenen Triumph glänzt, noch hundert Meter bis zum Ziel, noch fünfzig, da wird Courtenay aufreizend langsam, bremst ab, bleibt stehen, Ungläubigkeit auf dem Gesicht des Direktors, jetzt erkennt er die Absicht, der Junge hat ihn in der Hand, das ist seine Rache für all die Schikanen, er setzt sich auf die Erde, schüttelt die Beine aus, die noch lange weitergelaufen wären, der Rivale läuft durchs Ziel, Courtenays Gesicht verzieht sich zu einem triumphierenden Grinsen. Dieses Grinsen, ich mußte es immer wieder sehen, in der Mittagsvorstellung, nachmittags, abends und samstags in der Spätvorstellung.

Ein solches Grinsen könnte auch auf dem Gesicht dieses Mannes liegen, dachte ich, als Van Vliet herauskam und sich an den Nebentisch setzte. Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und schirmte die Flamme des Feuerzeugs mit der Hand gegen den Wind ab. Den Rauch behielt er lange in der Lunge. Beim Ausatmen warf er mir einen Blick zu, und ich war erstaunt, wie sanft diese Augen blicken konnten.

»*Froid*«, sagte er und zog die Jacke zu. »*Le vent*.« Er sagte es mit dem gleichen Akzent, mit dem auch ich es sagen würde.

»Ja«, sagte ich in Berner Mundart, »das hätte ich hier nicht erwartet. Nicht einmal im Januar.«

Etwas in seinem Blick veränderte sich. Es war keine angenehme Überraschung für ihn, hier einem Schweizer zu begegnen. Ich kam mir aufdringlich vor.

»Oh, doch«, sagte er jetzt, auch in Mundart, »so ist es oft.« Er ließ den Blick über die Straße gleiten. »Ich sehe kein Schweizer Kennzeichen.«

»Ich bin mit einem Mietwagen hier«, sagte ich. »Fahre morgen mit der Bahn nach Bern zurück.«

Der Kellner brachte ihm einen Pernod. Eine Weile sagte keiner von uns etwas. Die knatternde Vespa mit dem Mädchen auf dem Rücksitz fuhr vorbei. Der Kellner winkte.

Ich legte das Geld für den Kaffee auf den Tisch und schickte mich an zu gehen.

»Ich fahre morgen auch zurück«, sagte Van Vliet jetzt. »Wir könnten zusammen fahren.«

Das war das letzte, was ich erwartet hatte. Er sah es.

»Nur so eine Idee«, sagte er, und ein sonderbar trauriges, um Vergebung bittendes Lächeln huschte über seine Züge; jetzt war er wieder der Mann, der so ungeschickt eingeparkt hatte. Vor dem Einschlafen dachte ich, daß auch Tom Courtenay so lächeln könnte, und im Traum tat er es dann auch. Er näherte sich mit den Lippen dem Mund eines Mädchens, das erschrocken zurückwich. »*Just an idea, you know*«, sagte Courtenay, »*and not much of an idea, either.*«

»Ja, warum nicht«, sagte ich jetzt.

Van Vliet rief den Kellner und bestellte zwei Pernod. Ich winkte ab. Ein Chirurg trinkt morgens nicht; auch nicht, nachdem er aufgehört hat. Ich setzte mich an seinen Tisch.

»Van Vliet«, sagte er, »Martijn van Vliet«. Ich gab ihm die Hand. »Herzog, Adrian Herzog.«

Er habe hier für ein paar Tage gewohnt, sagte er, und nach einer Pause, in der sein Gesicht älter und dunkler zu werden schien, fügte er hinzu: »in Erinnerung an ... an früher«.

Irgendwann auf unserer Fahrt würde er mir die Geschichte erzählen. Es würde eine traurige Geschichte sein, eine Geschichte, die weh tat. Ich hatte das Gefühl, ihr nicht gewachsen zu sein. Ich hatte genug mit mir selbst zu tun.

Ich blickte die Platanenallee entlang, die aus dem Ort hinausführte, und betrachtete die matten, sanften Farben der winterlichen Provence. Ich war hierher gefahren, um

meine Tochter zu besuchen, die an der Klinik in Avignon arbeitete. Meine Tochter, die mich nicht mehr brauchte, schon lange nicht mehr. »Frühzeitig aufgehört? Du?« hatte sie gesagt. Ich hatte gehofft, sie würde mehr wissen wollen. Doch dann war der Junge von der Schule nach Hause gekommen, Leslie ärgerte sich über die Verspätung des Kindermädchens, denn sie hatte Nachtdienst, und dann standen wir auf der Straße wie zwei Menschen, die sich getroffen hatten, ohne sich zu begegnen.

Sie sah, daß ich enttäuscht war. »Ich besuche dich«, sagte sie, »jetzt hast du ja Zeit!« Wir wußten beide, daß sie es nicht tun würde. Sie ist seit vielen Jahren nicht mehr in Bern gewesen und weiß nicht, wie ich lebe. Überhaupt wissen wir nur wenig voneinander, meine Tochter und ich.

Am Bahnhof von Avignon hatte ich einen Wagen gemietet und war aufs Geratewohl losgefahren, drei Tage auf kleinen Straßen, Übernachtung in ländlichen Gasthöfen, einen halben Tag am Golf von Aigues Mortes, immer wieder Sandwich und Kaffee, abends Somerset Maugham bei schummrigem Licht. Manchmal konnte ich den Jungen, der damals plötzlich vor dem Auto aufgetaucht war, vergessen, aber nie länger als einen halben Tag. Ich schreckte aus dem Schlaf auf, weil mir der Angstschweiß über die Augen lief und ich hinter dem Mundschutz zu ersticken drohte.

»Mach du es, Paul«, hatte ich zum Oberarzt gesagt und ihm das Skalpell gereicht.

Als ich nun im Schrittempo durch die Dörfer fuhr und froh war, wenn wieder freie Strecke kam, sah ich

manchmal Pauls helle Augen über dem Mundschutz, der Blick ungläubig, fassungslos.

Ich wollte Martijn van Vliets Geschichte nicht hören.

»Ich will heute noch in die Camargue, nach Saintes-Maries-de-la-Mer«, sagte er jetzt.

Ich sah ihn an. Wenn ich noch länger zögerte, würde sein Blick hart werden wie der von Tom Courtenay, wenn er vor dem Direktor stand.

»Ich fahre mit«, sagte ich.

Als wir losfuhren, hatte der Wind aufgehört, und hinter der Scheibe wurde es warm. »*La Camargue, c'est le bout du monde*«, sagte Van Vliet, als wir hinter Arles nach Süden abbogen. »Das pflegte Cécile zu sagen, meine Frau.«

2

BEIM ERSTEN MAL habe ich mir nichts dabei gedacht. Als Van Vliet die Hände das zweite Mal vom Steuer nahm und sie wenige Zentimeter davon entfernt hielt, fand ich es merkwürdig, denn wieder tat er es, als ein Lastwagen entgegenkam. Doch erst beim dritten Mal war ich sicher: Es war ein Sicherheitsabstand. Er sollte die Hände davor bewahren, das Falsche zu tun.

Für eine Weile kamen keine Lastwagen mehr. Rechts und links Reisfelder und Wasser, in dem sich die ziehenden Wolken spiegelten. Die ebene Landschaft ließ das Gefühl einer befreienden Weite entstehen, es erinnerte mich an

die Zeit in Amerika, als ich bei den besten Chirurgen das Operieren lernte. Sie gaben mir Selbstvertrauen und lehrten mich, der Angst Herr zu werden, die hervorzubrechen drohte, wenn der erste Schnitt durch die unversehrte Haut zu legen war. Als ich mit Ende dreißig in die Schweiz zurückkehrte, hatte ich halsbrecherische Operationen hinter mir, ich war für die anderen der Inbegriff ärztlicher Ruhe und Zuversicht, ein Mann, der nie die Nerven verlor, undenkbar, daß ich meinen Händen eines Morgens das Skalpell nicht mehr zutrauen würde.

In der Ferne war ein herankommender Lastwagen zu erkennen. Van Vliet bremste scharf und fuhr von der Straße hinunter auf ein Gelände mit Hotel und einer Koppel mit weißen Pferden. PROMENADE À CHEVAL stand am Eingang.

Eine Weile blieb er mit geschlossenen Augen sitzen. Die Lider zuckten, und auf der Stirn waren feine Schweißperlen. Dann stieg er wortlos aus und ging langsam hinüber zum Zaun der Koppel. Ich trat neben ihn und wartete.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, das Steuer zu übernehmen?« fragte er heiser. »Ich ... mir ist nicht besonders.«

An der Bar des Hotels trank er zwei Pernod. »Jetzt geht es wieder«, sagte er danach. Es sollte tapfer klingen, doch es war eine fadenscheinige Tapferkeit.

Statt zum Auto ging er noch einmal zur Koppel. Eines der Pferde stand am Zaun. Van Vliet streichelte ihm den Kopf. Die Hand zitterte.

»Lea liebte Tiere, und das spürten sie. Sie hatte einfach keine Angst vor ihnen. Noch die wütendsten Hunde wurden friedlich, wenn sie kam. ›Papa, sieh bloß, er mag mich!‹ rief sie dann aus. Als bräuchte sie die Zuneigung der Tiere, weil sie sonst keine erfuhr. Und sie sagte es zu *mir*. Ausgerechnet zu mir. Sie streichelte die Tiere, ließ sich die Hände lecken. Was hatte ich für eine Angst, wenn ich das sah! Ihre kostbaren, ihre so schrecklich kostbaren Hände. Später, auf meinen heimlichen Fahrten nach Saint-Rémy, stand ich oft hier und stellte mir vor, sie würde die Pferde streicheln. Es hätte ihr gutgetan. Ich bin ganz sicher, das hätte es. Aber ich durfte sie ja nicht mitnehmen. Der Maghrebiner, der verdammte Maghrebiner, er verbot es, er verbot es mir einfach.«

Ich hatte immer noch Angst vor der Geschichte, jetzt sogar noch mehr; trotzdem war ich nicht mehr sicher, daß ich sie nicht hören wollte. Van Vliets zitternde Hand am Pferdekopf, sie hatte die Dinge verändert. Ich überlegte, ob ich Fragen stellen sollte. Doch es wäre falsch gewesen. Ich hatte ein Zuhörer zu sein, nichts weiter als ein Zuhörer, der sich still den Weg in die Welt seiner Gedanken bahnte.

Stumm reichte er mir den Autoschlüssel. Die Hand zitterte immer noch.

Ich fuhr langsam. Wenn wir einen Lastwagen kreuzten, blickte Van Vliet weit nach rechts hinaus. Bei der Ortseinfahrt dirigierte er mich zum Strand. Wir hielten hinter der Düne, gingen die Böschung hinauf und traten auf den Sand hinaus. Hier war es windig, die glitzernden

Wellen brachen sich, und für einen Moment dachte ich an Cape Cod und Susan, meine damalige Freundin.

Wir gingen mit Abstand nebeneinander her. Ich wußte nicht, was er hier wollte. Oder doch: nun, da Lea, von der er in der Vergangenheitsform gesprochen hatte, nicht mehr lebte, wollte er noch einmal den Strand entlanggehen, den er damals, als der Maghrebiner ihm den Zugang zu seiner Tochter verwehrt hatte, allein hatte entlanggehen müssen. Jetzt ging er auf das Wasser zu, und einen Augenblick lang hatte ich die Vorstellung, er würde einfach hineingehen, mit geradem, festem Schritt, durch nichts aufzuhalten, immer weiter hinaus, bis die Wellen über seinem Kopf zusammenschlugen.

Auf dem feuchten Sand blieb er stehen und zog einen Flachmann aus der Jacke. Er schraubte ihn auf und warf mir einen Blick zu. Er zögerte, dann warf er den Kopf zurück, hob den Arm und goß den Schnaps in sich hinein. Ich holte die Kamera hervor und schoß ein paar Bilder. Sie zeigen ihn als Schattenriß im Gegenlicht. Eines davon steht hier vor mir, an die Lampe gelehnt. Ich liebe es. Ein Mann, der unter dem Blick eines anderen, der vorhin keinen Pernod wollte, trotzig trinkt. *Je m'en fous*, sagt die Haltung dieses großen, schweren Mannes mit dem wirren Haar. Wie Tom Courtenay, der nach einer verweigerten Entschuldigung in den Arrest abmarschiert.

Van Vliet ging noch eine Weile auf dem feuchten Sand weiter. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, legte, wie vorhin beim Trinken, den Kopf in den Nacken und hielt das

Gesicht in die Sonne. Ein gebräunter Mann, der Ende fünfzig sein mochte, Spuren des Alkohols unter den Augen, sonst aber mit dem Aussehen eines gesunden, kräftigen Mannes, dem man Sport zugetraut hätte, dahinter Trauer und Verzweiflung, die jederzeit in Wut und Haß umschlagen konnte, in Haß auch gegen sich selbst, ein Mann, der seinen Händen nicht mehr traute, wenn er die hohe, herandonnernde Front eines Lastwagens vor sich sah.

Jetzt kam er langsam auf mich zu und blieb vor mir stehen. Die Art, wie es aus ihm herausbrach, bewies, wie sehr die Erinnerung in ihm gewütet hatte, als er am Wasser stand.

»Meridjen heißt er, der Maghrebiner, Dr. Meridjen. *Jetzt geht es vor allem um Ihre Tochter; daran werden Sie sich gewöhnen müssen.* Stellen Sie sich vor: Das wagte mir der Mann zu sagen. Mir! *C'est de votre fille qu'il s'agit.* Als sei das nicht siebenundzwanzig Jahre lang der Leitsatz meines Lebens gewesen! Die Worte verfolgten mich wie ein nicht enden wollendes Echo. Er sagte sie am Ende unseres ersten Gesprächs, bevor er hinter dem Schreibtisch aufstand, um mich zur Tür des Sprechzimmers zu begleiten. Er hatte hauptsächlich zugehört, ab und zu war die dunkle Hand mit dem silbernen Stift über das Papier geflogen. An der Decke drehten sich träge die riesigen Blätter eines Ventilators, in den Gesprächspausen hörte ich das leise Summen des Motors. Nach meinem langen Bericht fühlte ich mich wie ausgeleert, und wenn er mir

über die Gläser der Halbbrille hinweg einen seiner schwarzen, arabischen Blicke zuwarf, kam ich mir vor, als säße ich schuldig vor einem Richter.

Sie ziehen nicht nach Saint-Rémy, sagte er unter der Tür zu mir. Es war ein vernichtender Satz. Die wenigen Worte ließen es so aussehen, als sei meine Hingabe an das, was ich für Leas Glück hielt, nichts weiter als eine Orgie väterlichen Ehrgeizes gewesen und der verzweifelte Versuch, sie an mich zu binden. Als müsse man meine Tochter vor allem vor mir beschützen. Wo ich doch für Lea nur diesen einen Wunsch hatte, diesen einen, alles verdrängenden Wunsch: daß die Trauer und Verzweiflung über Céciles Tod für immer vorbei sein möchten. Natürlich hatte dieser Wunsch auch mit *mir* zu tun. *Natürlich* hatte er das. Doch wer will mir das vorwerfen? *Wer?*«

In seinen Augen standen Tränen. Am liebsten wäre ich ihm mit der Hand über das windzerzauste Haar gefahren. Wie denn alles gekommen sei, fragte ich, nachdem wir uns an der Böschung in den Sand gesetzt hatten.

3

»ICH KANN AUF DEN TAG, ja die Stunde genau sagen, wann alles begann. Es war an einem Dienstag vor achtzehn Jahren, dem einzigen Wochentag, an dem Lea auch nachmittags Schule hatte. Ein Tag im Mai, tiefblau, überall blühende Bäume und Sträucher. Lea kam aus der Schule, neben sich Caroline, ihre Freundin seit den ersten Schultagen. Es tat

weh zu sehen, wie traurig und erstarrt Lea neben der hüpfenden Caroline die wenigen Stufen zum Schulhof hinunterging. Es war der gleiche schleppende Gang wie vor einem Jahr, als wir zusammen aus der Klinik gekommen waren, in der Cécile den Kampf gegen die Leukämie verloren hatte. An diesem Tag, beim Abschied vom stillen Gesicht der Mutter, hatte Lea nicht mehr geweint. Die Tränen waren aufgebraucht. In den letzten Wochen vorher hatte sie immer weniger gesprochen, und mit jedem Tag, so schien es mir, waren ihre Bewegungen langsamer und eckiger geworden. Nichts hatte diese Erstarrung zu lösen vermocht: nichts, was ich mit ihr zusammen unternommen hatte; keines von den vielen Geschenken, die ich gekauft hatte, wenn mir schien, ich könne ihr einen Wunsch vom Gesicht ablesen; keiner meiner verkrampften Scherze, die ich der eigenen Erstarrung abtrotzte; auch nicht der Schuleintritt mit all den neuen Eindrücken; und ebensowenig die Mühe, die sich Caroline vom ersten Tag an gegeben hatte, sie zum Lachen zu bringen.

›Adieu‹, sagte Caroline am Tor zu Lea und legte ihr den Arm um die Schulter. Für ein achtjähriges Mädchen war das eine ungewöhnliche Geste: als sei es die erwachsene Schwester, die der jüngeren Schutz und Trost mit auf den Weg gab. Lea hielt den Blick wie immer zu Boden gesenkt und erwiderte nichts. Wortlos legte sie ihre Hand in die meine und ging neben mir her, als wate sie durch Blei.

Wir waren eben am Hotel SCHWEIZERHOF vorbeigegangen und näherten uns der Rolltreppe, die in die

Bahnhofshalle hinunterführt, als Lea mitten im Strom der Leute stehenblieb. Ich war in Gedanken bereits bei der schwierigen Sitzung, die ich bald zu leiten hatte, und zog ungeduldig an ihrer Hand. Da entwand sie sich mit einer plötzlichen Bewegung, blieb noch einige Augenblicke mit gesenktem Kopf stehen und lief dann in Richtung Rolltreppe. Noch heute sehe ich sie laufen, es war ein Slalomlauf durch die eilige Menge, der breite Schultornister auf ihrem schmalen Rücken verfang sich mehr als einmal in fremden Kleidern. Als ich sie einholte, stand sie mit vorgerecktem Hals oben an der Rolltreppe, unbekümmert um die Leute, denen sie im Weg stand.

›*Écoute!*‹ sagte sie, als ich zu ihr trat. Sie sagte es in dem gleichen Tonfall wie Cécile, die diese Aufforderung auch stets auf französisch geäußert hatte, selbst wenn wir sonst deutsch sprachen. Für jemanden wie mich, dessen Kehle nicht für die hellen französischen Laute gemacht ist, hatte das spitze Wort einen befehlshaberischen, diktatorischen Klang, der mich einschüchterte, selbst wenn es um etwas Harmloses ging. Und so zügelte ich meine Ungeduld und horchte gehorsam in die Bahnhofshalle hinunter. Nun hörte auch ich, was Lea vorhin hatte innehalten lassen: die Klänge einer Geige. Zögernd ließ ich mich von ihr auf die Rolltreppe ziehen, und nun glitten wir, eigentlich gegen meinen Willen, in die Halle des Berner Bahnhofs hinunter.

Wie oft habe ich mich gefragt, was aus meiner Tochter geworden wäre, wenn wir es nicht getan hätten! Wenn uns kein Zufall diese Klänge zugespielt hätte. Wenn ich meiner

Ungeduld und Anspannung der bevorstehenden Sitzung wegen nachgegeben und Lea mit mir fortgezogen hätte. Wäre sie der Faszination durch den Geigenklang bei anderer Gelegenheit, in anderer Gestalt erlegen? Was sonst hätte sie eines Tages aus ihrer lähmenden Trauer erlöst? Wäre ihr Talent auch so ans Licht gekommen? Oder wäre sie ein ganz gewöhnliches Schulmädchen mit einem ganz gewöhnlichen Berufswunsch geworden? Und ich? Wo stünde ich heute, wenn ich mich nicht der ungeheuren Herausforderung durch Leas Begabung gegenübergesehen hätte, der ich in keiner Weise gewachsen war?

Ich war, als wir an jenem Nachmittag den Fuß auf die Rolltreppe setzten, ein vierzigjähriger Biokybernetiker, das jüngste Mitglied der Fakultät und ein aufsteigender Stern am Himmel dieser neuen Disziplin, wie die Leute sagten. Céciles Agonie und ihr früher Tod hatten mich erschüttert, mehr, als ich wahrhaben wollte. Aber ich hatte der Erschütterung äußerlich gesehen standgehalten und es durch akribische Planung geschafft, den Beruf mit meiner Rolle als Vater, der nun allein verantwortlich war, zu verbinden. Nachts, wenn ich am Rechner saß, hörte ich aus dem Nebenzimmer, wie Lea sich hin und her wälzte, und ich bin selbst kein einziges Mal schlafen gegangen, bevor sie zur Ruhe gekommen war, gleichgültig, wie spät es wurde. Die Müdigkeit, die anwuchs wie ein schleichendes Gift, bekämpfte ich mit Kaffee, und manchmal war ich kurz davor, wieder mit dem Rauchen anzufangen. Aber Lea

sollte nicht mit einem süchtigen Vater in einer verrauchten Wohnung aufwachsen.«

Van Vliet holte die Zigaretten aus der Jacke und steckte sich eine an. Wie heute morgen im Café schirmte er die Flamme mit seiner großen Hand gegen den Wind ab. Jetzt, aus größerer Nähe, sah ich das Nikotin an den Fingern.

»Alles in allem hatte ich die Situation unter Kontrolle, wie mir schien; nur die Ringe unter den Augen wurden größer und dunkler. Es hätte, denke ich, alles gut werden können, wenn wir beide damals nicht die Rolltreppe betreten hätten. Aber Lea war mit dem einen Fuß bereits auf dem gleitenden Metall, und sie hatte doch solche Angst vor Rolltreppen, sie hatte diese Angst von Cécile übernommen, so vieles war von der vergötterten Mutter in sie eingedrungen wie durch Osmose. Die Musik war in jenem Moment stärker als die Angst, deshalb hatte sie den ersten Schritt getan, und nun konnte ich sie unmöglich allein lassen und strich ihr beruhigend übers Haar, bis wir unten angekommen waren und in die Menge von atemlos lauschenden Menschen eintauchten, die der Geigerin verzaubert zuhörten.«

Van Vliet warf die halb gerauchte Zigarette in den Sand und verbarg das Gesicht in den Händen. Er stand neben seiner kleinen Tochter im Bahnhof. Es gab mir einen Stich. Ich dachte an meinen Besuch bei Leslie in Avignon. Was Lea für Martijn van Vliet gewesen war, war Leslie für mich nie gewesen. Es war nüchterner zugegangen zwischen uns. Nicht lieblos, aber spröder. War es, weil ich in den Jahren

nach ihrer Geburt fast nur gearbeitet hatte und aus der Bostoner Klinik oft tagelang nicht herausgekommen war?

So stellte es Joanne dar. *As a father you're a failure.*

Wir hatten kein einziges Mal richtig Urlaub gemacht; wenn ich verreiste, dann zu Kongressen, auf denen neue Operationstechniken vorgestellt wurden. Leslie war neun, als wir in die Schweiz zurückkamen, sie sprach ein Mélange aus Joannes Amerikanisch und meinem Berndeutsch, die Spannungen zwischen den Eltern machten sie verschlossen, sie suchte sich Freunde, die wir nicht kannten, und als Joanne für immer nach Amerika zurückging, kam sie in ein Internat, ein gutes, aber ein Internat. Sie war nicht unglücklich, glaube ich, aber sie entglitt mir noch mehr, und wenn ich sie sah, war es mehr wie die Begegnung zwischen zwei guten Bekannten als zwischen Vater und Tochter.

Van Vliets Geschichte würde die Geschichte eines Unglücks sein, das war klar; aber dieses Unglück war aus einem Glück herausgewachsen, wie ich es nicht gekannt hatte, warum auch immer.

»Sie war keine große Frau«, sagte er in meine Gedanken hinein, »aber sie stand auf einem Podest und überragte die Menge mit dem Oberkörper. Und bei Gott, man konnte sich auf der Stelle in sie verlieben! Etwa so, wie einer sich in eine überwältigende Statue verlieben mag, nur leichter, schneller und viel, viel heftiger. Das erste, was meinen Blick gefangennahm, war ein Schwall von schwarzglänzendem Haar, das bei jeder Bewegung des

Kopfs von neuem unter dem hellen Dreispitzhut hervorzuströmen und sich auf die gepolsterten Schultern ihres Gehrocks zu ergießen schien. Und was für ein märchenhafter Gehrock das war! Ausgeblichesenes Hellrosa und verwaschenes Gelb, Farben wie an einem verfallenen Palazzo. Davon hoben sich, wie auf einem Gobelin, vielfach gewundene Drachenfiguren ab, rotgoldener Faden und rote Glassplitter, die wie kostbare Rubine schimmerten. Es war viel geheimnisvoller Orient in dieser Jacke, die der Frau bis fast zu den Knien reichte. Sie trug sie offen, man sah eine beige Kniebundhose, die oben von einer ockerfarbenen Schärpe zusammengehalten wurde und unten in weiße Seidenstrümpfe überging, die in schwarzen Lackschuhen steckten. Über der Schärpe trug sie ein rüschenverziertes Hemd aus weißem Satin, das den weiten Stehkragen des Gehrocks mit einem eigenen Kragen ausfüllte. Ein Stück des weichen, weißen Stoffs hatte sie über den Stehkragen gezogen, und darauf preßte das energische Kinn die Geige. Und zuoberst der ausladende Hut mit den drei Ecken, im Stoff ähnlich dem Gehrock, aber in der Wirkung schwerer, denn die Ränder waren eingefasst in schwarzen Samt. Wir haben zusammen unzählige Zeichnungen von ihr gemacht, Lea und ich, und über einige der Einzelheiten konnten wir uns nie einigen.« Van Vliet schluckte. »In der Küche war das, am großen Tisch, den Cécile in die Ehe gebracht hatte.«

Er stand ohne Erklärung auf und ging ans Wasser. Eine Welle überspülte seine Schuhe, er schien es nicht zu

bemerken.

»Ganz richtig ist es nicht«, fuhr er fort, als er wieder neben mir saß, Tang an den Schuhen, »daß es das lange, wallende Haar war, das mich an dieser märchenhaften Geigerin als erstes fesselte. Noch mehr waren es die Augen, oder eigentlich nicht die Augen, sondern die weiße Augenmaske, die fast bruchlos in das weiß gepuderte Gesicht übergang. Je länger ich dort stand, desto mehr schlug mich das maskierte Gesicht in seinen Bann. Zuerst waren es die Unbeweglichkeit und schiere Stofflichkeit der Maske, die mich frappierten, weil sie in schreiendem Gegensatz zu der seelenvollen Musik standen. Wie konnte eine steife Maske so etwas hervorbringen! Nach und nach dann begann ich die Augen hinter den kleinen Schlitz zu ahnen und dann zu sehen. Meist waren sie geschlossen, dann wirkte das gepuderte Gesicht versiegelt und tot. Fast schienen die Töne dann wie aus dem Jenseits zu kommen und sich ihres blicklosen Körpers zu bedienen wie eines Mediums. Besonders an langsamen, lyrischen Stellen, wenn sich das Instrument kaum bewegte und der Arm mit dem Bogen nur langsam durch den Raum glitt. Ein bißchen war es, als spräche Gottes wortlose Stimme zu den atemlos lauschenden Reisenden, die ihre Koffer, Rucksäcke und Taschen neben sich auf den Boden gestellt hatten und die überwältigende Musik in sich aufnahmen wie eine Offenbarung. Die übrigen Geräusche des Bahnhofs schienen neben der Musik keine Wirklichkeit zu besitzen. Was da an Klängen aus der dunkel glänzenden Violine kam,

besaß eine eigene Wirklichkeit, die, so ging es mir durch den Kopf, selbst von einer Explosion nicht hätte erschüttert werden können.

Ab und zu öffnete die Frau die Augen. Dann wurde ich an Filmbilder von Banküberfällen erinnert, die in mir stets die brennende Frage entstehen lassen, wie das Gesicht aussieht, das zu den Augen gehört. Die ganze Zeit über nahm ich der Geigerin in Gedanken die Maske ab und dichtete ihr Blicke und ganze Gesichter an. Ich fragte mich, wie es wäre, solchen Augen und einem solchen Gesicht beim Essen gegenüberzusitzen oder bei einem Gespräch. Daß sie stumm war, diese geheimnisvolle Violinprinzessin, erfuhr ich erst aus der Zeitung. Lea verschwieg ich es. Auch von dem Gerücht, daß die Frau eine Maske trug, weil ihr Gesicht durch Verbrennungen entstellt war, erfuhr sie nichts. Nur ihren angeblichen Namen verriet ich ihr: Loyola de Colón. Danach mußte ich ihr alles über Ignacio de Loyola und über Columbus erzählen. Sie vergaß es bald, es war nur um den Namen gegangen. Später kaufte ich ihr eine schöne Ausgabe der obras completas von San Ignacio. Sie stellte sie so hin, daß sie den Namen vom Bett aus sehen konnte; gelesen hat sie das Buch nie.

Loyola - so nannten wir sie später, es war dann, als sei sie eine alte Freundin - spielte die Partita in E-Dur von Bach. Damals wußte ich das nicht, Musik war bis dahin nichts gewesen, womit ich mich ernsthaft beschäftigt hatte. Ab und zu hatte mich Cécile in ein Konzert geschleppt, aber ich benahm mich wie die Karikatur eines Fachidioten

und Kunstbanausen. Erst meine kleine Tochter führte mich in das Universum der Musik ein, und mit meinem methodisch tickenden Verstand, meinem Wissenschaftlerverstand, lernte ich alles darüber, ohne zu wissen, ob ich die Musik, die sie spielte, liebte, weil sie mir gefiel, oder ob es nur war, weil sie zu Leas Glück zu gehören schien. Die Partita von Bach, die sie später einmal mit soviel Brillanz und Tiefe spielen sollte wie niemand sonst - sicher nur für meine Ohren, ich weiß -, kenne ich heute so gut, als hätte ich sie selbst geschrieben. Könnte ich sie nur aus meinem Gedächtnis löschen!

Ich weiß nicht mehr, wie gut Loyolas Geige war. Darüber hatte ich damals kein Urteil, zum Experten für Violinklang wurde ich erst auf meiner verrückten Reise nach Cremona, viele Jahre später. Doch in der Erinnerung, die bald durch die Einbildungskraft überlagert und verwandelt wurde, hatte dieses schicksalhafte Instrument einen warmen, voluminösen Klang, der trunken und süchtig machte. Dieser Klang, der so gut zu der Aura der maskierten Frau paßte und zu ihren Augen, wie ich sie mir erträumte, hatte mich Lea für eine Weile fast vergessen lassen, obwohl ihre Hand die ganze Zeit in der meinen gelegen hatte wie immer, wenn sie von vielen Menschen umgeben war. Jetzt spürte ich, wie sich die Hand der meinen entwand, und ich war erstaunt, wie feucht sie war.

Ihre feuchten Hände und überhaupt die Sorge um ihre Hände: Wie sehr sollte das die Zukunft bestimmen und zeitweise verdunkeln!

Noch hatte ich davon keine Ahnung, als ich nun zu ihr hinunterblickte und ihre Augen sah, mit denen etwas Unglaubliches geschehen war. Lea hielt den Kopf zur Seite geneigt, offenbar, um durch eine schmale Gasse in der Menge eine bessere Sicht auf die Geigerin zu haben. Die Sehnen am Hals waren bis zum Zerreißen gespannt, sie war nur noch Blick. Und die Augen leuchteten!

In der langen Zeit unserer Spitalbesuche bei Cécile waren sie erloschen und hatten den Glanz verloren, den wir an ihnen so geliebt hatten. Mit gesenktem Blick und hängenden Schultern hatte sie still am Grab gestanden, als sich der Sarg in die Erde senkte. Als ich damals spürte, wie mir der Atem stockte und wie die Augen zu brennen begannen, hätte ich nicht zu sagen gewußt, ob es mehr wegen Cécile war oder wegen der entsetzlich stummen Trauer und Verlassenheit, die aus Leas matten Augen sprachen. Und jetzt, mehr als ein Jahr danach, war der Glanz zurückgekehrt!

Ungläubig sah ich noch einmal hin, und noch einmal. Doch der neue Glanz war tatsächlich da, er war wirklich, und er ließ es so aussehen, als habe sich für meine Tochter plötzlich der Himmel geöffnet. Ihr Körper, der ganze Körper, war bis zum Zerbersten angespannt, und die Knöchel ihrer Fäuste hoben sich gegen die restliche Haut ab als kleine weiße Hügel. Es war, als müsse sie ihre ganze Kraft aufbieten, um der verzaubernden Macht der Musik standhalten zu können. Im Rückblick will es mir auch vorkommen, als habe sie sich mit dieser Anspannung auf

ihr neues Leben vorbereitet, das ohne ihr Wissen in jenen Minuten begann – als sei sie angespannt gewesen wie eine Läuferin vor dem Sprintlauf, dem Lauf ihres Lebens.

Und dann, ganz plötzlich, löste sich diese Anspannung, die Schultern sanken, und die Arme hingen an ihr herunter – vergessene, gefühllose Anhängsel. Einen Moment lang meinte ich, es sei das Erlöschen ihres Interesses, das sich in der plötzlichen Erschlaffung ausdrückte, und befürchtete, sie sei aus der Verzauberung herausgefallen, zurück in die verzweifelte Ermattung des vergangenen Jahres. Doch dann sah ich einen Ausdruck in ihren Augen, der nicht dazu paßte, sondern in die entgegengesetzte Richtung wies. Es war immer noch Glanz, aber es war ihm etwas beigemischt, über das ich, ohne es zu verstehen, erschrak: Hier hatte sich etwas in Leas Seele entschieden, das die Regie über ihr Leben übernehmen würde. Und ich spürte in einer Mischung aus Beklommenheit und Glück, daß auch mein eigenes Leben in den Bann dieser geheimnisvollen Regie geraten und nie mehr so sein würde wie vorher.

Hatte Lea vorher, während der Anspannung, in unregelmäßigen Stößen geatmet, die an ein Fieber denken ließen, zu dem die roten Flecke auf den Wangen paßten, so schien sie jetzt überhaupt nicht mehr zu atmen, und ihr erschlafte Gesicht war von einer marmornen, totengleichen Blässe überzogen. Hatten ihre Lider vorher in unregelmäßigem Staccato hektisch gezuckt, so schienen sie jetzt gelähmt. Zugleich lag auch konzentrierte Absicht

in ihrer Unbeweglichkeit – als wolle Lea ihnen nicht gestatten, den Blick auf die spielende Göttin zu unterbrechen, auch wenn es nur Unterbrechungen von Hundertstelsekunden wären, die sie zudem gar nicht bemerken würde.

Im Lichte dessen, was später geschah und was ich heute weiß, würde ich sagen: Meine Tochter verlor sich in jener Bahnhofshalle.

Ich würde es sagen, auch wenn es in den nächsten Jahren aussah, als habe sich das genaue Gegenteil ereignet: als habe sie in jenem Moment unversehens den Weg zu sich selbst angetreten, und das mit einer Hingabe, Inbrunst und Energie, wie sie nur wenigen gelingt. Erschöpfung lag auf den bleichen Zügen des kindlichen Gesichts, und wenn ich manchmal von dieser Erschöpfung träumte, dann war es die Erschöpfung, die noch vor ihr lag auf ihrem entsagungsvollen Weg durch die Welt der Töne, den sie in einem verzehrenden Fieber entlanggehen würde.

Das Spiel der Frau ging mit einem schwungvollen, etwas pathetisch geratenen Bogenstrich zu Ende. Stille, die allen Bahnhofslärm verschluckte. Dann donnernder Applaus. Die Verbeugungen der Frau waren tief und dauerten ungewöhnlich lange. Geige und Bogen hielt sie weit vom Körper weg, wie um sie vor den eigenen, ungestümen Bewegungen zu schützen. Der Hut mußte befestigt sein, denn er blieb, wo er war, während die Woge des schwarzen Haars sich nach vorne ergoß und das Gesicht unter sich begrub. Richtete sie sich auf, flog das Haar wie in einem

Sturm nach hinten, die Hand mit dem Bogen strich die Strähnen aus dem Gesicht, und nun schockierte einen das weiße Gesicht mit der Maske regelrecht, obwohl man es die ganze Zeit über vor sich gehabt hatte. Man wollte Freude auf dem Gesicht sehen, oder Erschöpfung, jedenfalls irgendeine Regung; statt dessen prallte der Blick an der gespenstischen Maske und am Puder ab. Trotzdem, der Beifall wollte nicht enden. Ganz langsam nur geriet die Menge in Bewegung und teilte sich in diejenigen, die es eilig hatten, und die anderen, die Schlange standen, um etwas in den Geigenkasten neben dem Podest zu werfen. Einige warfen einen erstaunten Blick auf ihre Armbanduhr und schienen sich zu fragen, wo die Zeit geblieben war.

Lea blieb, wo sie war. Nichts an ihr hatte sich verändert, ihre Trance dauerte an, und immer noch war es, als versagten die Augenlider unter dem überwältigenden Eindruck des Gesehenen den Dienst. Es lag etwas unendlich Rührendes in ihrer Weigerung zu glauben, daß es vorbei war. Der Wunsch, es möge weitergehen, für immer weitergehen, war so stark, daß sie auch dann nicht aufwachte, als sie von einem eiligen Reisenden angerempelt wurde. Sie blieb mit der bewußtlosen Sicherheit einer Schlafwandlerin in der neuen Stellung, den Blick unverwandt auf Loyola gerichtet, als sei diese eine Marionette ihres Blicks, der sie zum Weiterspielen zwingen könnte. Darin, in der Unbeirrtheit dieses Blicks, kündigte sich Leas unerhörte und am Ende zerstörerische